

entnommen aus:

Stephan Ludwig Roth. Eine
Arbeitshilfe mit Vortrag und Lesungen
für St. L. Roth-Veranstaltungen



BUND DER VERTRIEBENEN

Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände

BUNDESGESCHÄFTSFÜHRUNG

53 BONN, den 4. Februar 1969

Kölnstraße 3

Telefon 53245-49

Bankkonto: Commerzbank Bonn Nr. 111704.3

Postscheckkonto Köln 198937

Herrn

Dr. Dr. h. c. Heinrich Zillich

AZ:
(Im Antwortschreiben bitte angeben)

8130 Starnberg am See

Schießstättstraße 12

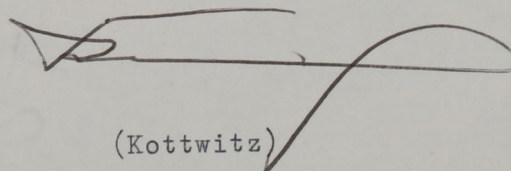
Betr.: Arbeitshilfe "Stephan Ludwig Roth"

Sehr geehrter Herr Dr. Zillich,

aufrichtigen Dank für Ihre freundliche Zusage. Wir haben Sie als Vortragenden in unsere obenangeführte Arbeitshilfe aufgenommen. Ein Exemplar finden Sie in der Anlage. Jetzt bleibt nur zu hoffen, daß recht viele Veranstaltungen durchgeführt werden. Diese Arbeitshilfe findet mit ca. 12.000 Exemplaren ihre Verbreitung im gesamten Bundesgebiet bis zur Kreis- und Ortsebene.

Mit vorzüglicher Hochachtung
i. A.

Ihr



(Kottwitz)

Anlage



STEPHAN LUDWIG ROTH

Eine Arbeitshilfe
mit Vortrag
und Lesungen
für
St. L. Roth-Veranstaltungen
herausgegeben vom

BUND DER VERTRIEBENEN

Vereinigte Landsmannschaften
und Landesverbände

Kulturreferat

5300 BONN

Kölnstraße 3



Stephan Ludwig Roth wurde am 24. 11. 1796 zu Mediasch in Siebenbürgen geboren. Nach der Gymnasialzeit in seiner Vaterstadt und in Hermannstadt bezog er 1817 die Universität Tübingen, verließ sie aber bald, um in der Schweiz Pestalozzis Jünger und Mitarbeiter zu werden. Heimgekehrt, versuchte er das siebenbürgische Schulwesen zu reformieren, später, als Landpfarrer, griff er zur Feder, um für alle schwebenden Probleme dieses gemischtvölkischen Landes Lösungen, ähnlich den schweizerischen, in Vorschlag zu bringen. Dabei stieß er auf heftigen Widerstand der Magyaren, die ihn in den Wirren der Jahre 1848/49 gefangennahmen und am 11. 5. 1849 in Klausenburg erschossen. Stephan Ludwig Roth gilt heute als repräsentativster Verkörperer siebenbürgisch-sächsischer Geistigkeit.

Liebe Mitarbeiter,

die guten Erfahrungen des vergangenen Jahres veranlassen uns, die Reihe unserer Arbeitshilfen fortzusetzen. Nach den „Adalbert-Stifter“- und „Heinrich-George“-Heften legen wir Ihnen eine „Stephan-Ludwig-Roth“-Arbeitshilfe aus Anlaß seines 120. Todestages vor. Diese Persönlichkeit wird bei einigen Binnendeutschen weitgehend unbekannt sein. Obwohl der Siebenbürger Sachse Stephan

Der ewige Friede als das Ideal eines durchaus rechtlichen Zustandes der Völker ist nur durch eine allmähliche Annäherung zu demselben durch eine fortschreitende Verbesserung des physischen, politischen und moralischen Zustandes der Völker möglich.

Stephan Ludwig Roth

Es betrachte sich nur keiner von uns als Robinson auf einer Insel, sondern als Glied einer Kette, die durch die Eltern mit der Vergangenheit und durch Kinder mit der Zukunft zusammenhängt.

Stephan Ludwig Roth

Stephan Ludwig Roth wurde am 24. 11. 1796 in Mediasch in Siebenbürgen als Nachkomme altengessener deutscher Kolonistengeschlechter des Landes mit den berühmten Kirchenburgen geboren. Nach dem Besuche des Mediascher und Hermannstädter Gymnasiums bezog er 1817 die Universität Tübingen. In der Schweiz drückte ihm der alte Pestalozzi, zu dessen fähigsten Mitarbeitern er gehörte, den Bruderkuß des Genies auf die Stirne. In seiner Heimat wirkte Roth als Schulmeister, Geistlicher, Volkswirt und Publizist auf fast allen Gebieten des siebenbürgischen Geisteslebens und bewog als letzter Kolonistator des Sachsenbodens württembergische Bauern zur Einwanderung nach Siebenbürgen. Der Politiker Roth schätzte das übervolksische Ordnungsprinzip Atterreichs, er bekannte sich zu den organisch gewachsenen Volkstümern jeder Rasse und Sprache. Er war ein Feind aller überspitzen Zentralisierungsbestrebungen, ein Fürsprecher der freien demokratischen Selbstverwaltung zusammenfassbarer Bevölkerungseinheiten. Als Staatsphilosoph zugleich konservativ und revolutionär gesinnt, stieg er zum ersten Nationalitätenpolitiker Südosteuropas von Rang auf, der von den Magyaren freilich gründlich mißverstanden wurde. Im siebenbürgischen Bürgerkrieg der Jahre 1848-49 nahmen sie ihn gefangen: ein ungarisches Standgericht verurteilte ihn am 11. 5. 1849 in Klausenburg zum Tode durch Pulver und Blei.

Ludwig Roth mit seiner Aussage und Haltung in der Zeit des vorigen Jahrhunderts gesehen werden muß — er wird möglicherweise besonders von der jungen Generation nicht immer verstanden werden —, sollten sein Leben, sein Einsatz für ein friedliches Miteinander der verschiedenen Volksgruppen in Europa, seine aufopfernde Hilfe für den Menschen ohne Unterschied der Volkszugehörigkeit beispielhaft für alle gutwilligen und aufrechten Menschen auch in der heutigen Zeit sein.

Unser besonderer Dank gilt dem Stephan-Ludwig-Roth-Forscher, Prof. Dr. Folberth, Salzburg, für seine große Hilfe bei der Herausgabe dieses Arbeitsheftes.

Die Arbeitshilfe „Stephan Ludwig Roth“ bietet Ihnen die gleiche Möglichkeit wie die bisherigen, ihre monatlichen Zusammenkünfte zu bereichern bzw. besondere Veranstaltungen durchzuführen. Es genügen wiederum einige Sprecher, die die einzelnen Lesungen abwechselnd vortragen. Schallplatten und Diareihen schaffen Variationsmöglichkeiten. Die Umschlagseiten sind wie immer für die Presse- und Schaukastenwerbung gedacht. Wie es gemacht werden kann, haben wir in unserer Arbeitshilfe „Adalbert Stifter“ (letzte Umschlagseite) gesagt. Bitte lesen Sie es dort nach.

Wir wünschen Ihnen für Ihre Veranstaltungen viel Erfolg.

Ihr
Siegfried Kottwitz

Mit Hü und Hot und lustigem Peitschenknall jagte im Mai des Jahres 1817 ein vollgepackter Reisewagen über die weite ungarische Puszta. Der Fuhrmann hatte nicht weniger als acht Pferde vorgespannt. Unter den mancherlei Leuten, die in dem Wagen saßen, befand sich auch ein munterer sächsischer Student aus Siebenbürgen, Stephan Ludwig Roth, geboren am 24. November 1796 in Mediasch als Nachkomme eines alteingesessenen Kolonistengeschlechts. Obwohl er der jüngste von allen Mitreisenden war, hatte er doch das weiteste Reiseziel. Sein Vater, der Pfarrer von Kleinschelken, hatte bestimmt, er solle in Tübingen studieren, wie er selber einst. Seine Mutter aber hatte ihm als Wegzehrung für die lange Reise und den Aufenthalt in der Fremde eine stattliche Anzahl goldener Dukaten in die Weste eingenäht und ihm aufgetragen, ja recht sparsam mit ihnen umzugehen, denn wer weiß, ob es möglich sein werde, ihm später noch einiges Geld nachzuschicken.

Jetzt saß er also in dem Wagen unter den fremden Leuten, ließ sich hin und her rütteln und schütteln auf der Pusztastraße und griff alle Augenblicke mal nach der Weste, um festzustellen, ob er Mütterchens eingenähte Dukaten auch wirklich noch auf dem Leibe trage.

Ob er dabei zuweilen den Blick im Geiste zurückschweifen ließ auf die erste abgeschlossene Epoche seines jungen Lebens? Auf die Schuljahre in seiner Vaterstadt Mediasch und die eigentlichen Bildungsjahre auf dem Hermannstädter Gymnasium, wo er zwar ein perfekter Lateiner geworden, aber dennoch ein Beherrscher urwüchsigen deutschen Sprachgefühls geblieben war. Auf die glücklichen Ferienmonate in dem von üppigen Weinbergen umgebenen Pfarrdorf des Vaters mit der hochragenden gotischen Kirchenburg. In diesem Kirchenbau hatte er das Orgelspiel erlernt. Es wird, das spürt er, eine seiner innigsten Beziehungen zur Welt der Musik bleiben. Ahnt er überhaupt, daß der hinter ihm versinkende echte Mikrokosmos seiner Heimat, in dem er seelisch verwurzelt ist, dem Eindruck chaotischer Zustände jener großen Welt, der er entgegenfährt, wird Widerstand leisten müssen?

In Wien schließlich wurde unserem Studiosus das ewige Fahren zu dumm. Er war schon von Siebenbürgen her gewohnt, lange Fußwanderungen zu machen. Nun sagte er sich, daß er bedeutend mehr Nutzen von seiner Reise haben werde, wenn er die Poststraße verlasse und das deutsche Land, das er zum ersten Mal in seinem Leben betreten hatte, die Kreuz und die Quer zu Fuß durchpilgere. Außerdem zog ihn die mächtige Gebirgswelt der Alpen, südlich der Poststraße, unwiderstehlich an.

Gedacht, getan. In Linz, der alten österreichischen Stadt, verließ er den Lauf der Donau, dem er bisher gefolgt war, und wendete sich dem Gebirge zu. Das klare rauschende Gebirgswasser der Alpen wird ihm zum ersten großen Erlebnis der Fremde. Schwerbeladene Salzkähne treiben ihm auf hurtigen Wellen aus dem Salzkammergut entgegen. Die leeren Schiffe werden von Pferdepaaren bergan gezogen. Flugs springt er auf, plaudert stundenlang mit den Bootsknechten, kehrt mit ihnen am Abend im Wirtshaus ein. An den Wasserfällen hoher Landschaft träumt er die Tage hin. Dingt sich Führer und überschreitet Gebirgsketten. Ruht an Seen aus. Wandert durch Österreich, durch das Salzkammergut, durch das südliche Bayern. Aus der Weste werden Mütterchens eingenähte Dukaten, einer nach dem andern, herausgeschnitten: im Spätherbst erst trifft er — nach halbjähriger Wanderung — in Tübingen ein.

In Tübingen gabs auch mancherlei Spaß für unsern muntern Gesellen. Denn er gehörte zu denen, die ihre Freizeit recht auszunützen verstehen. Reiten und Fechten, Fischen und Krebsen bildete seine Zerstreuung und vor allem immer und immer wieder das fröhliche Wandern. Es ließ sich dabei nach Herzenslust pfeifen und singen, mit den neu gewonnenen Freunden über hundert und aberhundert Dinge hin und her streiten, man lernte Tag für Tag neue Menschen

kennen. War das eine Freude für den siebenbürgischen Studenten, der genau wußte, daß es jetzt, ausgerechnet jetzt darauf ankam, die Augen offen im Kopfe zu halten und die große weite Welt für sich einzufangen! Bald würde er in seine entlegene kleine Heimat zurückkehren und dann ein Leben lang von diesen Eindrücken zehren müssen.

Deshalb zauderte er auch nicht einen Augenblick, Tübingen den Rücken zu kehren, sobald er von dem Werke des großen Schweizer Erziehers, Joh. Heinr. Pestalozzis gehört hatte und der Meinung geworden war, von diesem mehr als von allen Tübinger Universitätsprofessoren für seinen zukünftigen Beruf lernen zu können. Nicht daß Pestalozzi ihm noch gelehrtere Vorlesungen, als auf der Universität üblich gewesen, über die rechte Erziehung gehalten hätte. Nein. Pestalozzi führte ihn bloß einmal durch seine berühmte Erziehungsanstalt in Iferten. Ließ ihn mehreren Unterrichtsstunden beiwohnen. Pflog mit ihm stundenlange Gespräche. Da wußte er auch schon, daß er es mit einem jungen Mann mit ungewöhnlichen erzieherischen Fähigkeiten zu tun hatte. Machte ihn von stundan zum Lehrer seiner dritten Klasse. Ließ ihn auch gleich mit seinen Schülern zusammen essen, spielen und schlafen. Und hat dadurch zweifellos wie mit einem Zauberstab jene Kräfte in ihm geweckt, die ihn später zu dem größten Volkserzieher der Siebenbürger Sachsen gemacht haben.

Denn das ist Stephan Ludwig Roth später geworden. Er wurde es aber nicht, indem er gelehrte Vorträge hielt oder wissenschaftliche Abhandlungen darüber schrieb, wie man dem Volke helfen könne. Zwar hat er unzählige Aufsätze und eine Reihe prachtvoller, lebendiger Schriften verfaßt, die ihm den Ruhm eines begnadeten Sprachmeisters und Schriftstellers eingetragen haben und die sich heute noch lesen, als seien sie eben gestern erst geschrieben worden. Aber sein wahres echtes Erzieherium bestand doch darin, daß er mit der eigenen Tat nie auch nur einen Augenblick hinter dem Berge hielt, ja daß er mit ihr stets beispielgebend voranging. Er wußte, daß es nicht genügte, einem in Bedrängnis lebenden Volke schöne und starke Worte zuzurufen, sondern daß es in erster Linie darauf ankomme, ihm voranzuschreiten. Daß es darauf ankomme, zuerst an sich selbst, wenn auch nur im kleinsten, zu verwirklichen, was man von den andern und den vielen forderte.

An hundert Beispielen ließe sich zeigen, wie er das machte. Wir müssen uns hier auf einige wenige beschränken.

Als St. L. Roth evangelischer Pfarrer von Nimesch, einem kleinen Dorf in der Nähe von Mediasch, war, lag ihm begreiflicherweise das Wohl und Wehe seiner Bauern besonders am Herzen. Er stellte betrübt fest, daß sie zu geringe Fachkenntnisse besaßen und in vieler Hinsicht zurückgeblieben seien. Allein, er begnügte sich nun nicht etwa damit, eine Reihe von Anregungen und Vorschlägen zur Hebung und Verbesserung der siebenbürgischen Landwirtschaft auf dem Wege der Presse zu verbreiten. Das tat er zwar auch. Aber was wichtiger ist: er legte sich selber eine kleine Musterwirtschaft an und versuchte die Bauern auf diese unmittelbare und anschauliche Weise mit einem fortschrittlichen Bodenanbau bekannt zu machen.

Als St. L. Roth — Jahre später — eingesehen hatte, daß der siebenbürgisch-sächsische Volksstamm sowohl in wirtschaftlicher wie auch in biologischer Hinsicht der Anfeuerung und Auffrischung von außen bedurfte, schrieb er nicht einfach einige aufmunternde Aufsätze oder Briefe darüber. Das tat er zwar auch. Aber gleichzeitig unternahm er eine Reise nach Württemberg und warb dort eine große Anzahl schwäbischer Bauern, die nach Amerika auswandern wollten, für Siebenbürgen an. Auf diese Weise ist es zur letzten größeren Einwanderung deutscher Bauern nach Siebenbürgen — von ungefähr 1500 Seelen — gekommen.

Endlich, als St. L. Roth die Gewitterschwüle des Jahres 1848 herannahen fühlte — seine seherischen Fähigkeiten brachten es mit sich, daß er in Gedanken seiner Gegenwart immer ein gut Stück vorausseilte — hat er sich nicht etwa vorsichtigerweise in seine vier Wände zurückgezogen. Er hätte es tun können.

Er war damals wohlbestallter Pfarrer von Meschen. Nein, er sträubte sich nicht einmal dagegen, daß ihn der aufgewühlteste, der am leidenschaftlichsten gärende Teil des sächsischen Volkes, daß ihn die sächsische Jugend auf ihrem ersten großen Jugendtreffen in Mediasch am 13. August 1848 zu ihrem Führer erhob. Das bedeutete aber in diesem Augenblick so viel als: zum äußersten Einsatz von Gut und Leben für eine heilige Sache bereit zu sein.

Und als nun gegen Ende dieses Jahres in das siebenbürgische Pulverfaß wirklich der zündende Funke flog und ein offener, blutiger Bürgerkrieg seinen Anfang nahm, als die sächsische Jugend im siebenbürgisch-sächsischen Jägerbataillon unter der Fahne des österreichischen Kaisers kämpfte und sich mit Ruhm bedeckte, da ist St. L. Roth, der 52jährige Pfarrer von Meschen, Vater von sechs Kindern, deren Mutter eben erst gestorben war, wiederum nicht zu Hause gesessen. Vielmehr brachte er Tag um Tag im Sattel zu – ein wahrer Soldat dieser stürmischen Zeit – und stellte auf Geheiß des österreichischen Oberbefehlshabers von Siebenbürgen in dem Drunter und Drüber des Kokelburger Landstriches, aus dem der magyarische Adel und die magyarischen Obrigkeiten geflohen waren, als kaiserlich bevollmächtigter Friedensrichter die Ruhe und die Ordnung wieder her. Ein wahrer Friedensrichter, ja, denn nicht ein einziger Blutstropfen wurde durch ihn vergossen.

Dann kam das jähe Ende. Der geniale polnische General Bem führte ab Weihnachten 1848 die ungarischen Truppen von Sieg zu Sieg und nahm im Frühjahr 1849 vorübergehend ganz Siebenbürgen den Österreichern weg. Viele Sachsen flohen damals mit den geschlagenen österreichischen Truppen in die Walachei. St. L. Roth weigerte sich, es zu tun. Er vertraute auf Bem, der ein Ehrenmann war und versprochen hatte, ihm kein Härchen krümmen zu lassen. Doch die Kriegseignisse zwangen Bem, sich ins Banat zu begeben. Diese Gelegenheit benützte der ungarische Regierungskommissär Ladislaus Csányi dazu, Roth in Meschen gefangen nehmen zu lassen. Mit Ketten an Händen und Füßen gefesselt, wurde er über Mediasch und Schäßburg nach Klausenburg geführt. In Schäßburg hatten Studenten einen Plan ausgeheckt, wie sie ihn befreien könnten. Aber auch diesmal lehnte Roth die Flucht, als seiner unwürdig, entschieden ab. Er wollte nicht jetzt, am Ende eines tapfer geführten Lebens, über Nacht plötzlich zum Feigling werden. Auch fühlte er, daß es jetzt nicht nur um seine, sondern um seines Volkes Ehre gehe. Jetzt stand er für sein ganzes Volk. Er allein. In ihm sollte sein Volk gerichtet und getroffen werden. So hatten die Feinde beschlossen. Von ihm, von ihm allein hing es ab, ob dieser Richter- spruch auch von der Geschichte bestätigt oder ob er aufgehoben werden sollte.

Der Verurteilung Roths ging ein zweitägiger Schauprozeß voran. Das Merkwürdige daran: die Anklage beschränkte sich einzig und allein auf die halb-militärische, von ihm im Auftrag des österreichischen Oberkommandierenden ausgeübte Tätigkeit als Friedensrichter im Zwischenkokelland. Roth hatte dort u. a. dreizehn sächsische, früher dem ungarischen Komitatsadel fronpflichtige Dörfer an angrenzenden Jurisdiktionen von Schäßburg und Mediasch angegliedert, um sie fortan vor wirtschaftlicher Ausbeutung und nationalen Übergriffen zu schützen. Natürlich ein Delikt in den Augen der Klausenburger Richter. Aber hatte sich in deren Augen Roth nicht noch viel schwererer Delikte schuldig gemacht? Hatte er beispielsweise in seiner 1842 erschienenen, allgemeines Aufsehen erregenden und eine heftige magyarische Pressekampagne auslösenden Schrift „Der Sprachkampf in Siebenbürgen“ nicht die Behauptung aufgestellt, Siebenbürgen sei ein Dreivölkerland wie die Schweiz? Von den drei siebenbürgischen Volksstämmen der Deutschen, der Magyaren und der Rumänen seien zahlenmäßig die letzteren der stärkste Teil. Ein dauernder Friede könne nur durch die Gleichberechtigung der drei Nationen, der drei Sprachen und selbstverständlich sämtlicher Glaubensbekenntnisse gewährleistet werden. Diese Stellungnahme Roths kannten seine Richter sehr wohl, denn sie waren zum Teil Publizisten, die seine Schriften und Aufsätze seit Jahren eifrig verfolgten und sich an der Pressekampagne gegen ihn maßgeblich beteiligt hatten. Dennoch brachten sie dieses sein Vergehen gegen den magyarischen Anspruch auf Alleinherrschaft über Siebenbürgen mit keinem Wort zur Sprache und ver-

urteilten ihn „ohne in eine weitere überflüssige Untersuchung einzugehen und ohne Zeitverlust“ zum Tode durch Pulver und Blei. Klar, daß sie, ohne es zu verraten, in erster Linie den politischen Gegner in ihm fällen wollten.

Einen Vorwurf freilich wird man den Klausenburger Richtern nicht machen dürfen: die wahre Größe des Mannes, den sie verurteilten, konnten sie im Jahre 1849 unmöglich schon erkennen. Ihnen waren nur wenige Schriftzeugnisse, nur wenige Handlungen des Angeklagten bekannt. Es hat hundert und mehr Jahre gedauert, bis dessen geistiges und politisches Vermächtnis in vielschichtigen Werken so ans Tageslicht gehoben worden ist, daß seine geschichtliche Bedeutung — zumal als Staatsdenker, als Nationalitätenpolitiker von Rang, als Fürsprecher eines modernen Europäertums — überschaubar wurde. Erst im Jahre 1934 konnte es daher zu einem einlenkenden Geständnis von ungarischer Seite kommen, indem der repräsentative Vertreter des siebenbürgischen Magyarentums, der Bischof der ungarisch-reformierten Kirche, in einem festlich umrahmten Vortrag über Roth in Mediasch die Erklärung abgab: „Die Besten des ungarischen Volkes haben die Verurteilung Roths immer für ein bedauerliches Mißverständnis gehalten und wahrhaft schmerzlich den Hingang des tragischen Opfers jener Zeit empfunden.“

Herrlich hat St. L. Roth das Opfer gebracht, das ihm vom Schicksal auferlegt worden war. Furchtlos ist er auf dem Felleg-Schloß in Klausenburg in den Tod gegangen. Auch ohne Haß gegen seine Feinde. Und hat dadurch bewiesen, daß ihn ein reines Gewissen in seinem Handeln geleitet hat. Es war der 11. Mai 1849. Die siebenbürgischen Berge hatten gerade ihr schönstes Blütenkleid angelegt. Da war aus dem Mann, dem Kämpfer, dem Führer — ein Held geworden, groß und unsterblich. Der Volksheld der Siebenbürger Sachsen — Stephan Ludwig Roth.

OTTO FOLBERTH

geb. 10. 7. 1896 in Mediasch
lebt heute in Salzburg

AN DIE MUTTER

lferten, den 24. November 1818

Verehrte Mutter! Seht doch den Datum dieses Briefes an! Ich bitte Euch. Gewiß rührt sich Euch heute ungewöhnlich Euer Herz. Heute ist mein Geburtstag. Heute vor Jahren schenktet Ihr mir das Leben. Ja heute schlägt auch mir mein Herz bedeutend schneller und stärker und es überströmt von der Fülle meiner Gefühle. Meine Lippen gehen über, denn meine Brust kann die Gefühle nicht alle fassen. Erlaubt es mir, meine Empfindungen, die Empfindungen eines dankbaren Kindes, vor Euch auszuschütten und allen Segen, den menschliche Worte auszusprechen vermögen, vom Himmel für Euch zu erleben. Ja Mutter, der Sohn, den Ihr unter Eurem Herzen trugt, bringt Euch heute sein Herz voll Liebe und Dankbarkeit dar. Erforschet es und prüfet es, es gehört Euch. Meine Hände, die Ihr mich zum Gebete falten lehrtet, hebe ich zum Himmel auf und bringe den süßen Mutternamen vor Gott und danke ihm, preise ihn und bete für Eure Erhaltung. O daß er Euch mir und uns allen noch lange erhalten wolle. — Für Eure schlaflosen Nächte, für Eure Aufopferungen bei Tag, was kann ich Euch geben, was kann ich Euch auch nur versprechen? Wenn ich Euch an meiner Wiege halbe Nächte knieend denke, wenn ich Euch mir an meinem letzten Krankenbette vorstelle, und dies sind nur einzelne Stunden aus einer unendlichen Reihe, wo kann ich dann Worte finden, um einen armseligen Dank zusammenzustückeln? Wie arm bin ich, Mutter, Mutter, um Euch wieder zu vergelten und wie ärmer fühle ich mich von Tag zu Tag! Welche Verdienste hatte ich, daß Ihr mich auf Euren Armen trugt und welche Verdienste habe ich jetzt, daß Ihr mich mit Wohltaten überhäuft? — Für alle Eure Mühe, Plage, Kummer, Angst und Anstrengungen verlangt Ihr großmütig nichts als meine Liebe. So nehmt mein Herz hin, das nur Euch und dem Guten schlägt und nur dann aufhören wird, Euch über alles, was die Welt hat, hinüberzusetzen, wenn es ausgeschlagen hat und kalt ist. Könnte ich Euch zeigen, wie unaussprechlich gern daß ich Euch habe, wie mein Leben an Eurem hängt und wie ich mich nur in

derjenigen Zukunft glücklich denke, wo ich Euch und der Tugend zur Seite gehen kann! Wenn ich zurückkehren werde und wonnetrunken Euch in meine Arme schließe, dann, dann wie selig werde ich sein! Mein Leben soll Euch jetzt und immer geweiht sein, Ihr habt es mir gegeben, Ihr habt an mich die heiligsten Forderungen; auf ihrer Erfüllung ruhen die Verheißungen des Himmels. Euch will ich sein. Meine Hände, mein Herz, mein Kopf, ich selbst will ganz und mit allem, was ich habe, in Euren Diensten leben. Euer Wohlwollen, Eure Liebe, Eure Zufriedenheit soll mein Lohn sein. Gott wird mir Kraft und guten Willen geben. Denn er ist in den Schwachen mächtig und hat sich sein Lob in den Kindern bereitet. Er, der Allmächtige, wird mich zum Stabe Eures Alters und zum Lager Eurer Ruhe machen. Bleibet mir, was Ihr bis jetzt immer gewesen, Mutter, auch in Zukunft und segnet mich mit Eurem mütterlichen Segen. Euer Kind war ich, Euer Kind will ich bleiben. So breite denn Gott sein Heil über uns und lasse sein Antlitz über uns leuchten und gebe uns seinen Frieden. Der Herr breite seinen Segen über Euch und lasse Euch leben und gebe Euch die Verheißung, die er Eltern und Kindern versprochen hat. Amen.

AN DEN VATER

Iferten, Herbst 1818

Lieber Vater, ich habe den Beruf meines Lebens gefunden: die Bestimmung meiner Pilgerschaft ist mir aufgegangen. Indem ich meinen Beruf und meine Bestimmung erkenne, ist es in meiner Brust himmelrein, ich möchte sagen himmlisch. Der gestaltlose und unbekannte Drang, der mich hin- und hertrieb, der mich die Welt und das Leben nicht in ihrer wahren Gestalt erkennen ließ, hat sich geläutert und geklärt, wie der neue Wein nach der Gärung. Nicht mehr unsicher bin ich mit dem, was ich will; nach einer gewonnenen höheren Ansicht meines Lebens hat sich mir in meiner Seele ein festes Wollen, ein unerschütterlicher Beruf festgesetzt. Das Leben hat Wert und Bedeutung gewonnen. Ich bin vom Gedanken der Menschenerziehung geheiligt.

ABSCHIEDSBRIEF AN DIE KINDER

Liebe Kinder! Ich bin eben zum Tode verurteilt worden und über drei Stunden soll das Urteil an mir vollzogen werden. Wenn mich etwas schmerzt, so ist es der Gedanke an Euch, die Ihr ohne Mutter seid und nun auch den Vater verliert. Ich aber kann dieser Macht, die mich zur Schlachtbank führet, keinen Widerstand leisten, sondern ergebe mich in mein Schicksal, wie in einen Rat-schluß Gottes, bei dem auch meine Haare gezählt sind.

An Sophie (die älteste Tochter, d. Red.) schließet Euch Alle fest an und betrachtet sie als Eure Mutter. Seid gehorsam gegen Gott und ehrerbietig gegen jedermann, damit es Euch wohlgehe, oder Ihr es wenigstens verdient.

Mit dem Vermögen, das ich in großer Unordnung hinterlasse, haltet Rat, damit Ihr Mittel in den Händen habet zu Eurer Bildung. Es gibt noch viele gute Menschen, die Euch auch um Eures Vaters willen raten und helfen werden...

Das ungarische Findelkind, welches ich zur Aufzuehung aufgenommen, bitte ich ferner zu unterhalten. Nur wenn es die Eltern verlangen sollten, hätten sie ein näheres Recht dazu. Ich habe ohnedem keines mehr auf dieser Welt.

Meiner Meschner Kirchenkinder, meiner Nimescher gedenke ich in Liebe. Lasse Gott diese Gemeinen reich an Früchten der Gottseligkeit werden, wie Fruchtbäume, deren belastete Äste bis zum Boden hangen. Ich habe wenig an ihrer Veredlung gearbeitet und nur wenigen Samen ausgestreut. Möge der Herr der Ernte die Halme um so körnerreicher machen! Liebe habe ich gepredigt und redliches Wesen. Mein Tod möge meinen ausgestreuten Worten in ihren Herzen einen um so größeren Nachklang verschaffen. Lebet wohl, liebe Leute!

Mit meiner Nation habe ich es wohl gemeinet, ohne es mit den andern Nationen übel gemeinet zu haben. Meine Amtierungen in Elisabethstadt und

Kokelburg habe ich aus Gehorsam in einen höheren Willen geführt. Dieses ist das politische Verbrechen, welches mir den Tod zuzieht. Eines Verbrechens bin ich mir nicht bewußt! Fehlgriffe könnte es sein, daß ich getan hätte – vorsätzlich gewiß kein Unrecht. Es freut mich jetzt in meinen letzten Augenblicken das Eigentum und das Gut des Adels nach Möglichkeit beschützt zu haben.

Unter meinem Schreibtische befinden sich die Programme der herauszugebenden Schul- und Kirchenzeitung. Der Nationalkörper ist zerschlagen – ich glaube an keine äußerliche Verbindung der Glieder mehr. Um so mehr wünsche ich die Erhaltung des Geistes, der einmal in diesen Formen wohnte. Ich bitte daher meine hinterbleibenden Brüder, für die Ausführung dieser Zeitschrift zu sorgen, um Charakter, reine Sitten und Redlichkeit des Willens in dem Volke zu erhalten, das historisch die jetzigen schönen Zeitideen antizipiert hat. Ist es im Rat der Geschichte beschlossen, unterzugehen, so geschehe es auf eine Art, daß der Name der Vorfahren nicht schamrot werde...

Die Zeit eilt. Ob der kranke Leib meinen willigen Geist ehrlich tragen werde, weiß ich nicht. Alle, die ich beleidigt habe, bitte ich um herzliche Verzeihung. Ich meinesteils gehe aus der Welt ohne Haß und bitte Gott, meinen Feinden zu verzeihen. Mein gutes Bewußtsein wird mich auf dem letzten Gange trösten. Gott sei mir gnädig, führe mich ins Licht, wenn ich im Dunkeln war, und lasse diese Voranstalten, die mich umgeben, eine Sühne sein für das, was ich in dieser Sterblichkeit gefehlet habe.

So sei es denn geschlossen – in Gottes Namen.

Klausenburg, am 11. Mai 1849.

Stephan Ludwig Roth
evangel. Pfarrer in Meschen

Nachträglich muß ich noch ansetzen, daß ich weder im Leben noch im Tode ein Feind der ungarischen Nation gewesen bin. Mögen sie mir dieses, als dem Sterbenden, auf mein Wort glauben, in dem Augenblicke, wo sonst alle Heuchelei abfällt.

Idem ut supra

AN DIE WITWE SEINES VERSTORBENEN FREUNDES FRANZ CONRAD IN KRONSTADT

Kokelburg, am 25. Dezember 1848

Gnädige Frau, verehrte Herrin und Freundin!

Erschrecken Sie nur nicht, daß ich auf rotes Papier schreibe: denn ich habe kein anderes. In unserer Zeit muß man machen, wie man eben kann. Ebenso muß ich um Entschuldigung bitten, daß ich den Brief unfrankiert schicke. Denn es läßt sich mir dormalen nicht anders tun. Deswegen werde ich eine gleichartige Kontribution mit Danksagung tragen.

Es ist ein Jahr vergangen, daß ich nach Kronstadt kam, um Ihnen meine Hochachtung und Dankbarkeit für genossene Gastfreundschaft in Wien zu bezeugen. Sie waren so gütig, mir über die Seltenheit meiner Besuche einige Vorwürfe zu machen: ich handelte damals, wie ich handelte. Habe ich gefehlt, so sei mein jetziges Schreiben eine Abbitte und Sühne. War Ihre damalige zarte Äußerung ein bloßes Erzeugnis des guten Welttons, so belieben Sie gefälligst, meine Worte für bare Münze zu nehmen.

... Wie Sie sehen, schreibe ich aus Kokelburg. Es ist Christtag – ein Ruhetag – ein Feiertag – ein Festtag. An Gott habe ich gedacht, und für seine Gnade, die uns in Christo erschienen ist, mit neuen Vorsätzen der Gottseligkeit zu danken versucht. Mit diesem genügsamen Schuldner wäre ich also fertig für jetzt. Die übrige Zeit des Tages, die mir ungestüme Bittsteller lassen, habe ich der Erinnerung und der Betrachtung der Zukunft bestimmt...

Zufall oder überschätzende Freunde haben es veranlaßt, daß ich mit Anfang November als Kommissär in die oberen 13 sächsischen Ortschaften des Kokelburger Komitates von Sr. Exzellenz, dem kommandierenden H. Generalen geschickt ward. Nach glücklicher Vollziehung dieses hohen Auftrags bekam ich den Befehl, zur Geschäftsführung bei der prov. Administration, in Eigenschaft eines ad latus, hieher zu reisen. Hier bin ich nun seit 25. November und wie ich sehe, scheint sich die Sache in die Länge ziehen zu wollen. Ursprünglich besteht das ganze ehemalige ernannte Administrationspersonale aus dem Hauptmannskommando und zweien Geistlichen ad latus. Der eine schreibt diesen Brief, der andere ist der romanische Erzpriester aus Mediasch, Stefan Moldovan, beide letztere nicht mit der Benennung ad latus. Ein paar junge Leute, die noch helfen, sind nur von uns erbeten, gutgesinnt, aber ohne Geschäftskenntnis.

Es gibt eine Menge zu tun, mehr als man verkommen kann. In Friedenszeiten waren etwa 30 Individuen bei der hiesigen Verwaltung beschäftigt. In Friedenszeiten! Und nun, wo alles gärt und aus den Fugen gegangen ist, nur etliche Wenige! Es ist eine furchtbare Aufgabe! Unbedingt wird die Freiheit in gleicher Bedeutung genommen mit Zügellosigkeit und Ungehorsam. Es folgt nur, wer will! Exekutive Mittel haben wir kein einziges, da sich hier kein Militär befindet! Ich zweifle nicht an der Zukunft — aber noch viele Zähne werden auf die verwüstete Erde fallen, ehe glückliche Menschen von den Früchten sich nähren werden, die unsere blutige Zeit in die Furchen streut, die der Krieg jetzt zieht. Wer wird denn auch verzweifeln. Verzweifeln heißt, an Gottes Wirksamkeit nicht glauben.

Gnädige Frau und verehrte Freundin! Alles läßt sich leichter ersetzen, Geld und Gut, Häuser und Kleider — aber die erschütterte Moralität sehr schwer. Die Moralität ist aus den Herzen vieler herausgerissen wie eine Pflanze mit samt den Wurzeln aus der Erde. Die Achtung fremden Eigentums, die Achtung für fremdes Recht überhaupt, wo ist sie im größern Teile des Landes? Rache und Raub sind die herrschenden Furien! Wo zu Rache keine Veranlassung sich darbietet, so sich doch dazu auch falsche Reizmittel gebrauchen lassen — da streckt der Habsüchtige den Hals hervor als Wolf und Tiger. Da läßt mich mein Amt nicht nur die Oberfläche sehen, leider bin ich gezwungen, auch in die Tiefe, ins Innere zu blicken, und inwendig ist das arme Vaterland noch kränker, als der äußere Anschein zeigt. — Heut ist Christtag! Möchte Christus, wenn auch nur als kleines Kind in jedem Herzen geboren werden, daß der Lobgesang der Engel bald in Erfüllung gehe: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden usw. Doch — Gott lebt! freilich an sich ewig — möchte nur das Bewußtsein von ihm in uns nicht untergehn, d. h. für uns tot sein, oder — nicht sein.

Ich muß Ihnen doch auch sagen, wo ich lebe. Kokelburg, wo Sie vielleicht niemals waren, ist ein festes viereckiges Schloß, an jeder Ecke mit einem runden Turm. Die Mauern sind vier bis fünf Schuh dick. Ein Graben läuft umher. Es selbst liegt am Ende einer ziemlich niedern Bergzunge. Mit der linken Uferseite ist die kleine Kokel Nachbarin. Vom Schlosse bis zur Kokel ist eine schöne Gartenanlage. Ich wohne im östlichen Turme. Mein Zimmer, so wie alle mit bombenfesten Gewölben, hat drei große Fenster. Alle drei gehen in den Garten und aufs Glashaus. Wenns Frühjahr wäre, so wohnte ich hier köstlich! Was ist aber ein Garten im Winter? Mir einem von jeher ein wehmütiger Anblick!

Wie wir ankamen, wurden wir in ein Zimmer einquartiert, wo nichts — war, keine Bettstatt, Stuhl, Kasten oder Tisch. Statt des Ofens ein bloßer italienischer Kamin. Wir legten uns also auf das Parkett — und machten ein fürchterliches Feuer, von dem man vorn versengte und hinten doch nichts davon wußte. Ich blieb gesund. Im nämlichen Zimmer aßen, schliefen, arbeiteten wir. Das nämliche Zimmer diente zur Versammlung der zahlreichen Bittsteller, zum Ratssaale, zur Kanzlei und Expeditur usw. Sie können sich leicht vorstellen, welche Verwirrung daselbst sein mußte! Hier ward ich auch bestohlen. Meinen ganzen Geldvorrat hatte ich für Notfälle in Banknoten verwandelt und trug denselben am Leibe. Ein einzigesmal vergaß ich am Morgen diesen Gürtel umzulegen und — weg war er und habe ich keine Spur davon. Für mich ein harter Schlag! Jedoch rechne ich alles ineinander, so bin ich ja gesund — meine Kinder leben, noch ist mir Vermögen geblieben — also sage ich noch immer: gelobt sei Gott! —

Eine Zeit lang hatten wir auch Militär. Das zog nach Klausenburg ab. Nun ist hier nur noch Landsturm aus Hermannstadt, etwa 300 Mann, welche eine musterhafte Mannszucht halten. Diese umstellen nachts das Schloß und rufen sich alle Viertelstunde zu. Bis ich mich an diesen Schrei gewöhnte, wachte ich immer auf.

Auf demselben Hofe wohnt auch der Präfekt der ersten romanischen Legion, Vasilie Moldovan, der hier die ausgehobene Mannschaft sammelt und dann haufenweise nach Mediasch zur Assentierung befördert. Es fehlt also auch an Lärm nicht. Denn unsere romanischen Mitbrüder können nur wenig ohne Lärmen machen. Das erträgt man jedoch gerne.

Heute Nacht ward ich sehr angenehm überrascht. Gegen Morgen nämlich vernahm ich einen starken Männergesang auf der Hausflur. Sie sangen das puer natus oder: uns ist ein Kind geboren. Die Nacht ward mir hiedurch wahrhaft geweiht. Der Zusammenhang war dieser. Der Hermannstädter Landsturm hat nämlich eine eigene Banda hier, die von Zeit zu Zeit aufspielt. Unter diesen sind viele Scholaren. Diese sangen also das alte Kirchenlied. Sie können sich leicht vorstellen, daß ich meine besondern Gefühle hiebei hatte und auch eigne Betrachtungen anstellte. Ein Pfarrer, der ich bin, braucht nur eine leise Anregung, um durch die Ideenassoziation sich auf die Kanzel, vor den H. Altar, in die Kindstube zu versetzen, oder, mit einem Worte, in den ganzen Kreis der Festzeit, die als Kindheit der Christenheit auch auf die kindlichste Art gefeiert wird.

Nach meiner Hausankunft von Kronstadt vor einem Jahr meldete ich Ihnen, daß meine Familie um ein Glied vermehrt worden sei. Die Waise lebt und ist ein prächtiges Kind, ein bittersüßes Unterpfand. —

Nun muß ich Ihnen von noch einem sagen, das mir Gott, ohne Frau, gegeben hat. Mitte Oktober fand man in einem Meschnierwalde ein ganz neugeborenes Kind, das ich zum Pflegekind aufgenommen habe. Eine flüchtende Ungarin hatte es weggeworfen. Das arme Kind lag im Walde die ganze Nacht: nur morgens brachten es die Wachen, welche es schon in der Nacht wimmern gehört hatten. Auch dieses lebt und ist ein Kind Gottes. Man brachte mir es in demselben Augenblicke, als ich in die Pazifikationskommission nach Hermannstadt fahren sollte. In meiner Abwesenheit ist es getauft worden. Dieses Kind, ein schwarzes Mädchen, hat eine arme Sächsin in der Sorge. Es wäre möglich, daß der Vater des Kindes mich als Sachsen erschläge, wenn er mich erwischte, ohne zu wissen, daß er seines Kindes Wohltäter umbrächte. Ich habe nach Mutter und Vater forschen lassen. Sie meldeten sich nicht. Was liegt jetzt auch an einem Kinde?! Die Welt gewöhnt sich an Mord und Totschlag. Bald zuckt man doch nur mehr mit den Achseln, wenn man von vielen Erschlagenen hört. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier.

Nun meine ich doch, ich hätte genug geschrieben und könnte aufhören. Wenigstens vermute ich, daß Sie, meine Gnädige, so denken werden. Sehen Sie, diese bloße Vorstellung reicht hin, völlig zu schließen.

Nebst vielen Wünschen für Ihr Wohl aller und jeder Art, nebst Empfehlung an Ihre lieben Verwandten und an Marie insbesondere, habe ich die Ehre, in aller Hochachtung zu verbleiben,

Gnädige Frau, Hochverehrte Herrin und Freundin, Ihr ergebener Diener
St. L. Roth, Ev. Pfarrer in Meschen.

*

Der Überwindung durch Geld schämt man sich; der Überwindung durch Gewalt fügt man sich; der Überwindung durch Überzeugung rühmt man sich.

i k g s
*

AUGENZEUGENBERICHT ÜBER ROTHS TOD

Während dessen waren die zur Exekution bestimmten Kompagnien unter das Gewehr getreten und der anführende Offizier trat herein und sprach: „Wenn es gefällig ist, Herr Pfarrer, es schlägt eben jetzt fünf Uhr!“ — Er stand alsogleich auf von seinem Sitze, ordnete seine Kleidung und sprach, indem er nach dem Hut griff, halb scherzend: „Von gefällig sein, Herr Hauptmann, kann eben nicht die Rede sein, es wäre mir gefälliger, zu leben; aber“ — setzte er hohen Ernstes fort — „ich füge mich dem Befehle der Obrigkeit, die Gewalt über mich hat, und erblicke auch darin den Willen meines Schöpfers, nach dem Worte des frommen Apostels: ‚Jedermann sei Untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott.‘“ — Mit einem Schritte vorwärts wendete er sich an die zahlreich um ihn versammelten Offiziere und sagte mit hoher Würde: „Meine Herren Offiziere, ich bitte Sie, hassen und verabscheuen Sie meine Nation nicht. Sie ist mit der Ihrigen jetzt zwar in Konflikt geraten, — aber sie besitzt eine Fülle der schönsten Tugenden und wird der Ihrigen, wenn Sie mild und schonend mit ihr verfahren, gewiß eine treu liebende und nützliche Schwester sein.“ — Einer der Angeredeten erwiderte in schönem Deutsch: „Herr, es ist auch nicht die Tendenz der ungarischen Nation, die Ihre zu mißhandeln oder zu vertilgen. Die sächsische Nation hat sich mit unseren Feinden verbunden und hat die Waffen gegen uns ergriffen, — drum sind wir gegen sie aufgetreten und haben sie auch glücklich bezwungen; zeigt sie Ergebenheit und Treue gegen uns und unsere Regierung, so soll sie bald auch brüderliche Behandlung von uns erfahren!“ — Er schritt nun bis zur Türe, hier stand er plötzlich stille und sagte zu mir. „Herr Bruder, Sie haben Ihr Amt bei mir bis jetzt schon vollkommen erfüllt; Sie sind angegriffen und könnten in den Augen dieser Menge kompromittiert erscheinen, wollen Sie nicht lieber zurückbleiben? Ich meinestheils spreche Sie von der ferneren Begleitung vollkommen frei.“ Gerührt von seinem Zartgefühl erklärte ich ihm, diesmal seinen Willen nicht erfüllen und bis zum letzten Augenblicke bei ihm bleiben zu wollen. Ich wollte ihn hierauf in meiner Rührung umarmen und küssen: „Nein“, sagte er, „das soll nicht geschehen, ich bin ein zum Tode Verurteilter, Gefaßter. Sie könnten sich durch Darlegung zu großer Sympathie für mich in der Meinung des Volkes schaden.“ Bei diesen Worten traten wir hinaus, wo wir in der Mitte einer starken Wache und unter dem Zudrange einer unübersehbaren Volksmenge den Weg zur Zitadelle, hinter welcher der Richtplatz ist, antraten. Ich ergriff nun seinen Arm, um ihm bei dem schlechten Steinpflaster und dem großen Straßenkote zum Führer zu dienen, — er lehnte auch dieses ab, indem er meinte: „Es soll niemand glauben, ich könne nicht selbst gehen und müsse geführt werden.“ Auf dem Wege machten häufig gefühllose Menschen ihren entarteten Gemütern in lauten Schimpf- und Scheltworten über den Unglücklichen Luft, und, wiewohl ich seine Aufmerksamkeit sonstwohin zu lenken suchte, entgingen ihm diese rohen Äußerungen doch nicht. Als ich ihm nun auf seine Frage: was die sagten? äußerte, es tue mir zu wehe, daß ich ihn davon in Kenntnis zu setzen vermöchte, sagte er: „Nun, das ist ja der Lauf der Welt und ist viel frömmere Menschen als ich es bin, ja selbst meinem Heilande auf seinem letzten schweren Gange geschehen. Das gehört mit zu der Prüfung, die ich zu bestehen habe.“

Auch noch jetzt war er heiteren Gemütes und achtete auf alles, was um ihn her vorging, nur konnte er infolge des schlechten Weges und der großen Eile seiner Begleitung schwer fortkommen; aber gleichwohl lehnte er auch die steile Treppe zur Zitadelle hinauf meine Beihilfe ab. „Vergeben Sie mir, Herr Bruder, daß ich ungalant bin; solange nur möglich soll niemand meinen, ich bedürfe der Unterstützung, um weiterzukommen.“ Und da einer der rohen Kriegsgesellen ihn schalt, weil er etwas langsamer ging als sie, erwiderte er ihm: „Sei stille, ich wollte sehen, ob Du so flink hier hinauf liefest, wenn Du zum Tode geführt würdest.“ Beschämt schwieg der Gefühllose. — Als wir auf die oberste der Stiegen gekommen waren, wo der Weg durch die Baumallee in das gegen Süden gelegene Tor der Zitadelle beginnt, stand er, um einen Augenblick zu ruhen, stille und drehte sich, um die schöne Aussicht über die Stadt und das Samoschtal zu genießen. „Herr Bruder“, wendete er sich zu mir, „wie schön ist doch Gottes Welt — und wie ganz eigentümlich sieht sie aus, wenn man sie zum letzten Male ansieht.“ Tief ergriffen machte ich ihn aufmerksam, wie er ja bald

die Herrlichkeit der Welt von einem viel erhabeneren Standpunkte aus erblicken werde. „Jawohl!“, sagte er, „hoffe ich das mit Zuversicht. Mein Glaube an die Unsterblichkeit meiner Seele steht fest und ist der Stab, der mich jetzt aufrecht erhält. Wie unglücklich sind diejenigen, die hieran zweifeln können.“

Mittlerweile waren wir durch die Zitadelle hindurch auf den hinter ihr gelegenen Richtplatz gekommen, den schrecklichen Zielpunkt unseres Ganges. Die Gegend hier ist sonst schön zu nennen. Mit Wohlgefallen schweifte zu anderer Zeit der Blick des Naturfreundes über diese wohlbearbeiteten Saatfelder hin zu den gegenüberstehenden Hügelreihen, die bis zu den höchsten Spitzen mit schönen Gartenanlagen und Weinrebenpflanzen bedeckt sind, auch hatte gerade der Frühling die neuerwachte Schöpfung mit seinen schönsten Farben bekleidet. Jetzt aber erfaßte mich kalter Schauer beim Anblick derselben. Ich hörte das Todesröcheln der vielen Schlachtopfer, die hier in der Kürze gefallen waren — das Jammerschrei und die Seufzer der Eltern, Gatten und Kinder, die hier ihre Söhne, Gatten oder Väter auf das Schrecklichste hatten verbluten gesehen, ich sah die wilde Zuschauermenge, wie sie sich stürmisch an uns herandrängte und den blutigen Augenblick kaum abwarten konnte — und nun blickte ich auf das neben mir stehende, gewiß die bereits gefallenen Opfer alle an innerem und äußerem Werte weit übertreffende Schlachtopfer, und mich erfaßte eine unennbare Wehmut, ich schien mir vernichtet. Doch mein unglücklicher Freund, dem dies Höllenschauspiel galt, er stand so ruhig und gefaßt in dem um uns her geschlossenen militärischen Carré, als gelte es irgendeiner freudigen Entwicklung seines Schicksals. Ich hatte ihm auf dem Wege hierher von Zeit zu Zeit ein Wort religiöser Ermutigung zugerufen; ich tat dieses auch jetzt. Er drückte mir billigend die Hand und gab mir sein Schnupftuch, indem er mich bat: „Lieber Bruder, tauchen Sie, wenn ich gefallen bin, dieses Tuch in mein Herzblut und überschicken Sie es meiner ältesten Tochter.“ Welche Geistesgegenwart und Seelenstärke in solchem Momente!

Jetzt wurde allgemeine Stille geboten und einer der anwesenden Blutrichter verlas, uns gegenüberstehend, mit lauter Stimme den Urteilsspruch, bei dessen Beginn mir mein zur Seite stehender unglücklicher Freund zuflüsterte. „Hören Sie jetzt das Lügengewebe!“ und als der Richter las: „Der Verurteilte hat die Heilige Schrift mit dem Schwerte vertauscht“, bemerkte er zu mir: „Es ist nicht wahr, ich habe nie ein Schwert geführt.“

Nach verlesenem Urteile trat er zu dem kommandierenden Offizier mit den Worten: „Herr Hauptmann, ich habe eine Bitte! Um meiner Kinder willen bitte ich um Pardon!“ Der Angeredete erwiderte betroffen: „Ich habe keinen Auftrag, Pardon zu geben.“ Ich las es in seinen Mienen, daß er es gewiß gerne getan hätte und gerührt war. „Nun so lassen Sie mich nur noch ein Vaterunser beten“, — sagte der Unglückliche und ließ sich auf ein Knie nieder. Als er nach vollendetem Gebete aufgestanden war und mir sein letztes Lebewohl gesagt hatte, nahm er seinen Hut vom Kopfe und warf ihn mit kräftiger Hand nach rückwärts in die Menge mit dem Ausrufe: „Den brauche ich nicht mehr!“ und, zu dem Offizier sich wendend, sagte er: „Nun stehe ich zu Ihrem Befehle, Herr Hauptmann!“

Auf den Wink desselben trat ein Mann mit einem weißen Tuche hervor, um ihm die Augen zu verbinden. Roth wies dies als überflüssig von sich. Der Hauptmann befahl, es müsse geschehen; es sei so Ordnung. Roth beharrte bei seinem Willen, indem er sagte: „Verzeihen Sie, Herr Hauptmann, auch als zum Tode Verurteilter habe ich das Recht, darüber zu bestimmen. Ich werde die Augen schon ohnehin bald für immer zumachen; bis dahin aber will ich die schöne Welt Gottes schauen, solange es mir nur möglich ist. Wohin soll ich mich stellen?“ — Der Platz wurde ihm angewiesen, mir aber befohlen, aus dem Carré zu treten; und als ich dieses in der Verwirrung des schrecklichen Augenblickes nicht schnell genug tat, wurde ich höchst unsanft hinausgeschoben.

Auf dem angewiesenen Platze stand der edle Mann mit über die Brust gekreuzten Armen, mit verklärtem Blicke gegen Himmel schauend — ein Anblick, der selbst bei seinen Feinden Achtung und Bewunderung hervorrief.

Da erscholl das schreckliche „Feuer!“ und in kurzen Zwischenräumen aufeinanderfolgend fielen die Schüsse. Der erste traf den rechten Oberarm, den Roth sogleich sinken ließ, ohne im übrigen seine Stellung nur im geringsten zu verändern. Der zweite Schuß traf die linke Seite in der Lendengegend. Jetzt sank Roth auf die Knie und bedeckte mit der linken Hand die Wunde, und in dem Augenblicke fuhr die dritte Kugel durch das teure Haupt und da lag der große und geliebte Mann seines Volkes in seinem Blute. Lautlose Stille herrschte, nachdem das Opfer gefallen, bei der unabsehbaren Volksmenge. Da trat der kommandierende Hauptmann, hingerissen von der Größe des Augenblicks, von der Seelengröße des gefallenen Mannes, vor und rief mit bebender Stimme: „Soldaten, lernt von diesem Manne, wie man für sein Volk stirbt!“

Pfarrer Georg Hintz

AUS DEN SCHRIFTEN UND BRIEFEN ST. L. ROTH'S

VON GOTTESSONNE (1832)

ernst

Gott ist die Sonne, ewig unaufhörlich gehen die Strahlen aus der Sonne und kehren in sie zurück. Unser Leib ist ein Erdstäubchen. Tritt nun ein Stäubchen in den Sonnenschein, so wird es erhellt, es geht ihm sein Licht, sein Bewußtsein auf. Wenn es in den Sonnenstrahl tritt, schlägt seine Geburtsstunde; solange es in diesem Lichte schwimmt, währt die Verbindung, es lebt. Sobald aber der Wind oder die eigene Schwere das Stäubchen über die Breite der Strahlen hinüberführt, gerät es in Dunkelheit. Die Verbindung hat aufgehört — es ist tot. Nicht der Strahl, nicht das Stäubchen, sondern die Verbindung. In ewiger Jugend und Frische hingegen strömt das Sonnenlicht aus und ein, und hört nicht auf, immer erfrischt und erneut am Sonnenherd, wie sich auch Stäubchen erhellten und verdunkeln.

Die heilige göttliche Vernunft, Strahl aus Gottessonne, der zündend in mein irdisches Bewußtsein fiel, erleuchte das dunkle Stäubchen meines Leibes, daß es Gottes Tempel sei, und Gott in ihm verkläret werde.

Die heilige göttliche Liebe, Strahl aus Gottessonne, der zündend in mein irdisches Herz fiel, erwärme das kalte Erdklümpchen meines Herzens für Wahrheit und Recht, die dein Wille sind, daß ich gottähnlich leben, und vom Erdstäubchen einst getrennt, den Strahl aufwärts in dein Licht- und Gnadenmeer zurückkehren möge. Amen.

*

DIE ZEICHNUNG

heiter

Das Schloß, das auf einer Insel (im Attersee) in einer kleinen Entfernung vom Lande liegt, nimmt sich gut aus. Der Spaziergang um dasselbe gewährt große Annehmlichkeiten. Der Eintritt ins Schloß wurde mir vom Pförtner nicht gestattet; ich müßte Stand, Namen, Vaterland sagen, dann könnte ich um die Erlaubnis anhalten, um das Innere zu betrachten. Dies verdroß mich. Was konnte ich allenfalls drin sehen? Eine alte Jungfer, die wegen Schulden nicht aufgeht! Ich konnte mir nichts Außerordentliches in demselben versprechen. Ich unterzog mich dieser Personalbeschreibung nicht; denn man hätte so unhöflich sein können, es abzuschlagen. Um mir das Schloß abzureißen, zog ich die Brieftasche hervor und zeichnete mir dasselbe ab. Der Pförtner untersagte mir auch dieses und zwar im Namen des Grafen. Ich dachte bei mir selbst, der Graf hat dir hierin nichts zu befehlen! und ließ mich bei meiner Beschäftigung nicht stören. Als ich damit fertig war, wollte ich in etlichen Zügen noch die Umgebung dazu andeuten. Der Pförtner guckte mir immer ins Papier. Vermutlich ist dieser Kerl durch beständiges Abweisen der Bauern so ungeschliffen worden. Dieses Verhältnis zu den Untertanen muß ihm die Grille in den Kopf gesetzt haben, es gebe in der lang und breiten Welt außer dem Papst, dem Kaiser und seinem Grafen keine Menschen mehr, gegen die man ehrerbietig sein solle. Ich verwies es ihm also in klaren und bestimmten Worten. Da ich aber dennoch sah, daß er mir noch immer hineinguckte, so machte ich mir einen erlaubten Spaß; ich zeichnete einen Galgen, an dem ein Pförtner, an seinen Auszeichnungen kenntlich, frei schwebte. Nun machte ich es ihm so bequem, daß er ohne Mühe und mit großer Deutlichkeit sich ersehen konnte. Er sah nicht mehr hinein.

*

EIN HOCHGERICHT IN SALZBURG

besinnlich

Ich wollte hinabgehen, da hörte ich läuten. Viel Volks zog die Gassen hinunter, der Zug ward immer gedrängter. Es ging zum Richtplatze. Auf dem Leiterwagen saß der Verbrecher. Ich hatte so etwas noch nie gesehen — ich schloß mich dem Zuge auch an. Mit Unterbrechungen tönte der Gesang; der Karren hielt am Orte der Bestimmung. Der Arme, auf dessen Tod alle so neugierig waren, konnte nicht gehen. Er endigte das Leben durch das Schwert. Sein Beichtvater, ein abgelebter Greis, trat auf, um neben dem Leichnam im erschütterndsten Augenblicke eine Anwendungsrede zu halten. „Damit nicht umsonst dieser arme Sünder gerichtet sei, damit jeder den unausbleiblichen, schnell ereilenden Arm der Gerechtigkeit inne werde, sind wir hier versammelt, nicht aus Neugierde, nein, um uns an diesem Unglücklichen zu spiegeln, damit wir uns ein Beispiel an ihm nehmen.“ So fuhr er fort, alles war gerührt und erschüttert. . .

Nun eine Tatsache, wie viel die Sitte über den Menschen vermöge. Nach der Rede kehrte der Pater zum Scharfrichter, der ein hübsches Haus in der Nähe hat, ein. Er trug den Kranz, der um ein schwarzes Kreuz gewunden war und welchen der Hingerichtete in den zusammengebundenen Händen gehalten hatte, mit sich hinein. Diese Kränze, deren der Scharfrichter 34 haben soll, sind der Stolz des Scharfrichters, an welchen er seine vollzogenen Gerichte zählt. Die Obrigkeit folgte. Es wurde getrunken, geschmaust, gelacht. Seine Töchter, die ordentlich angezogen waren, trugen der Menge, die noch da herum stand, Krapfen feil, wovon sich viele kauften und mit Appetit aßen. Niemand kam es in Sinn, von einem Ehrlosen, wie nämlich der Scharfrichter in Siebenbürgen gilt, nichts anzunehmen. Ein Bettler würde von ihm nichts annehmen; ein Mensch, der mit ihm aus einem Glas tränke, verlöre selbst Achtung und Ehre.

*

DIE ZEIT IST KRANK (1843)

besinnlich

Unsere grenzenlosen Wünsche alle zu erfüllen, reichen königliche Schatzkammern nicht hin. Denn wenn uns auch ein König zu Erben einsetzte — was würde es, wie lange würde es uns helfen? Denn mit den Mitteln der Befriedigung wächst die Begierde nach Vermehrung, nach Verfeinerung der Genüsse. Die Zeit ist krank! Da gibt es nur eine Arznei. Nicht Entdeckung von Goldquellen, Auffinden vergrabener Schätze, nicht Gewinne des großen Loses — sondern die Kraft, zu entbehren — der Wille, sich etwas zu versagen — der Vorsatz, sich einzuschränken, die innere Erhebung: freilich eine Vernichtung für den, dem Leben und Genuß gleich gilt, aber eine Auferstehung für den, dem das Leben ohne Pflicht der Tod ist.

Ein armes Volk ist unbedingt nicht zu beklagen — ein reiches unbedingt nicht glücklich zu preisen. Die Zufriedenheit, als höchstes Glück auf Erden, liegt weder in noch außer dem Beutel, sondern in der Lebensansicht, in der Gesinnung, die ein Volk in sich trägt. Denn die Genügsamkeit ersetzt der Armut den Mangel; Begehrlichkeit entziehet dem Reichtum den Genuß des Vorhandenen. Glücklich ist der, wer soviel hat, als er bedarf; doch weise ist der, wer nur soviel bedarf, als er hat. Natürliche Bedürfnisse zu stillen, braucht der Mensch unglaublich wenig; unglaublich viel, wer künstlichen sich hingibt.

*

DER FIEDLER

besinnlich

Im Wirtshaus, wo ich eingekehrt war, wurde getanzt. Der Fiedler, der in einer Ecke auf einer Erhöhung stand, wußte seine Sache recht gut zu machen. Wenn er den Kopf auf die Geige lehnte, so kamen die Töne nur sanft und leise hervor, dann hob er denselben, es verstärkte sich der Ausdruck und orgelnd rauschten die Walzer herunter. Während die Älteren, auf den Ellenbogen gestützt, sich über ihre Zeit, die schöner war als die unsrige, jetzige, besprachen, drehte sich die muntere Jugend, den sichern Augenblick ergreifend, in den Reihen herum. Blühende Gesichter gewährten einen frohen Anblick. Die Mädchen gingen, da ihrer keine große Anzahl gegenwärtig war, reißend auf. Ich, der Sorgen entbunden, setzte mich zu den Alten und schmauchte Tabak.

*

Als ich schon die Abendmahlzeit abgespeist hatte, forderte man mir den Paß ab. Der junge Bursche, der ihn durchsah, gefiel mir durch seinen Amtsernst, der ihn eigens gut kleidete. Nur manchmal, wenn er mit der jungen Wirtin die geheime Sprache der Augen führte, durchbrach die trübe Wolke des Ernstes und steifen Anstandes der Sonnenblick der guten Laune. Überhaupt schienen mir diese beiden in dem besten Einverständnisse zu stehen. Nachdem er meinen lateinischen Paß durchgesehen, und ich ihn besonders auf die eigenhändige Unterschrift des Kaisers aufmerksam gemacht hatte, so ließ er seinen Ernst fahren, und wurde nun ebenso mutwillig, als zuvor ernsthaft. Am Tische, wohin die junge Wirtin fleißig Bier aufpflanzte, vergaß er seiner Amtsrolle ganz. Er zeigte uns, wie er mit pathetischen Schritten, wenn er einmal ein angesehener Mann sein würde, einhergehen wollte. Er steckte sich hierbei die Akten zwischen die Rockknöpfe, so daß ein Teil sichtbar blieb. Mit der einen Hand in die Seite gestemmt, erhob er die andere gebieterisch zum Befehle empor und ließ eine große Tabakswolke aus seinem Munde hervordampfen. Die Wirtin überreichte ihm als Suppliantin eine Bittschrift. Er maß sie jetzt mit großen Augen, fragte sie in einem herrischen Tone: was ist sie? woher kommt sie? wie heißt sie? was will sie? was spendiert sie? — Die Wirtin konnte vor Lachen kein sterbliches Wort hervorbringen; nun fiel er über sie her, küßte, drückte, herzte sie, daß es eine Freude war. Der Richter war zum Liebhaber geworden. Solche Schwänke trieb er den ganzen Abend. Der Wirt, der ebenso hereintrat, machte diesem Lustspiel ein komisches Ende. Die Redseligkeit und Vertraulichkeiten waren verschwunden. Beide waren so gleichgültig gegeneinander wie Eis zu Eis. Im geringsten konnte man ihre Verhältnisse nicht erraten. Ganz Unbekannte können nicht fremder gegeneinander tun. Der Wirt, der nichts von seinen Hörnern wußte, war gutmütig gegen beide. Indessen schadete diese Liebschaft der Wirtschaft nichts; denn das Bier, welches von beiden Seiten reichlich genossen war, mußte ich allein entgelten.

*

DIE SONNE DER RECHTSCHAFFENHEIT (1842)

besinnlich

Wenn wir das Wohl, die Ehre des Volkes wollen, wie wir sagen, so lasset uns tun ein jeglicher, wie es ihn innerlich treibet, sein Amt in Rechtschaffenheit. Diese Sonne ist der wahre Volksfreund, der klug, gut und mächtig ist. Scheint die Sonne der Gottesfurcht in den Herzen helle und warm, so dienen Leihhäuser und Sparkassen allerdings zur Sparsamkeit und Sicherheit des Erwerbes, sie sind im Verkehr ein gutes Wagenschmier an der Handelsachse — scheint aber die Sonne der Gottesfurcht im Rechtsbewußtsein nicht, so ist die Wärme und das Licht der Leihhäuser und der Sparkassen nur ein Kohlenfeuer im Windofen, nur das Licht von einer Tranlampe.

*

PROSA DES PHILISTERIUMS

besinnlich

Es gehört mit zum Philisterium, daß man sich wie eine Schnecke ins Häuschen zurückzieht und die Welt gehen läßt, wie sie eben geht. In diese große Loge läßt sich mit der Zeit jeder aufnehmen, der eine Zeitlang gegen den Strom zu schwimmen sich abgemüht hat. Man ist dann zufrieden, wenn man selber unangefochten bleibt und pflanzt in sein spießbürgerliches Hausgärtchen lieber den Ölbaum, als daß man die Schläfe mit Lorbeer bekränzen sollte, der ohnehin auf jeder Stirne vertrocknet. Dies ist Prosa! Es ist Prosa, ich gebe es zu, aber die Not der Verhältnisse bricht auch den ehernen Mut des Enthusiasten.

*

DIE ZWEI HIMMELSSTRASSEN (1832)

ernst

Es führen in den Himmel nur zwei Straßen. Die Straße der Unschuld und der Buße. Unschuld hat nur im Paradiese stattgefunden, wir hier sind allzumal Sünder und entbehren des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollten. So bleibt denn für uns der dornige Weg der Buße allein übrig, um zum Himmel zu ge-

langen. Das Gewissen muß die Leiden der Buße schmecken, um in die Herrlichkeit der Gnade einzugehen. Die Buße aber besteht aus der Bitterkeit der Selbstprüfung, aus der Marter bezweifelter Seligkeit, worauf endlich die Ergebung in die Gnade Gottes folgt und die Kindschaft anfängt.

*

UNZUFRIEDEN MIT KANT

besinnlich

Der Weltweise Kant hat mit seiner Lehre: Du sollst! und wieder: Du sollst! und immer nur: Du sollst! das Volk und seinen Charakter verhunzt. Ich will! das ist des Menschen schöne Seite, das ist des freien Mannes Ruhm, Ehre und Zierde! Ich weiß schon den Unterschied zwischen: Sollen und Müssen. Im gemeinen Leben läuft es aber auf eins hinaus. Was aus dem Innern des Menschen, aus ihm selbst herauskommt, heißt ewig nur: ich will; was aber nicht durch mich selbst mich treibt, das Sollen oder Müssen behandelt mich als Diener, als Unfreien. Das Recht klebt an mir — es ist eine Tätigkeit, die von mir nach außen geht — die Pflicht liegt in einem andern, verlangt von mir etwas und will mich bestimmen. So lange der Mensch nur im Leben der Pflichten sich fühlt, hat er sich in seiner Schöne und Würde noch nicht gefunden. Denn sein Leben und seine Tätigkeit ruht noch in fremden Händen. Er ist eine Treitmühle, die nur dann geht, wenn sie getreten wird, und stille steht, wenn sie nicht mehr getreten wird. Der freie Mensch soll aber keine Treitmühle sein, sondern in ihm selbst soll das Rechtsbewußtsein als Triebkraft leben und ihn in Bewegung setzen. Das Sollen ist im freien Menschen zum Wollen verwandelt. Ich will! wir wollen! ist tausendmal mehr wert als du mußt! ihr müßt! In dem Kopf und in dem Herzen eines edlen Menschen und Staatsbürgers ist ein schönes, freies Wollen da, wo in und bei derselben Tat den Knecht und den Unfreien nur das Sollen und Müssen bestimmt.

*

ANSPRACHE AN DEN DEUTSCHEN JUGENDBUND IN SIEBENBÜRGEN (1848) ernst

Weil die Stunde der Freiheit für alle geschlagen, haben auch wir ihren Weckruf vernommen und haben uns nicht zu schämen dessen, was unsere Herzen bewegt. Darum wollen wir frei und im voraus sagen, was wir wollen und nicht wollen. Wir wollen nicht das Alter meistern, das wäre die verkehrte Welt. Jedem sein Recht, darum auch dem Alter seine Krone. Diese Überzeugung entspringt bei uns aus Ehrfurcht, Vertrauen und Dankbarkeit. Haben wir unsererseits auch Begeisterung, sie allein tut's nicht. Es gehört dazu noch die Erfahrung, die man nur in der Schule eines längeren Lebens lernt. Darum eben, weil uns Erfahrung noch mangelt, ziehen wir die Hand von der Butten in allem, was Obrigkeit, Staat, Kirche oder Verwaltung betrifft. Wir Rekruten wollen nicht Generäle abgeben; da sei jeder davor sicher. — Ist nun gesagt, in Ehrlichkeit, was wir nicht wollen, so ist nun auch in Freiheit zu sagen, was wir denn wollen. Wir geben dem Alter sein Recht, der Jugend gebe nun das Alter, was recht ist. Weil die Erfahrung allein es auch nicht tut, wollen wir als Ergänzung des Lebens die Begeisterung hinzutun und an uns selbst die Wiedergeburt anfangen. Wir wollen also uns selbst klar werden in gemeinschaftlicher Beratung, uns selber wollen wir meistern und dem Volksdienste weihen. Auf uns sieht die Hoffnung, wir sind die Zukunft. Von der Saat hängt die Ernte ab.

*

DER DIENSTWEG (1842)

heiter

Damit aus der Mitte ein Befehl an die ganze Peripherie gelange, hat er viele Kreise in Bewegung zu setzen. Ein Stein, in die Mitte eines Teiches geworfen, bewirkt mit seinem Plumpser eine heftige Erschütterung; es bilden sich Ringelkreise, die immer schwächer werden; der letzte Kreis, der an dem Ufer landet, ist nur eine unmerkliche flache Welle. So ergeht ein donnernder Befehl von einer Oberstelle. Die Unterstelle beladet den Befehl mit einer Begleitung und gibt ihn weiter. Diese Unterstelle tut dasselbe — endlich kommt der Wandersmann am letzten Orte seiner Bestimmung an, aber schwach und straßenmüde.

ANEKDOTEN UM STEPHAN LUDWIG ROTH

DER VIERGETEILTE GRITTISAAL

Der jungvermählte Roth bezog in Mediasch als erste gemeinsame Wohnung mit seiner Frau den sogenannten Grittisaal. Es war offenbar eine Verlegenheitslösung. Denn der Saal, nach dem Statthalter Siebenbürgens Ludwig Gritti benannt, der Jahrhunderte früher (1534) unter König Johann Zapolya dort residiert hatte, war so geräumig, daß er später, nach Roths Zeit, als Rathausaal benützt werden konnte, in dem der Magistrat von Stadt und Stuhl Mediasch seine Sitzungen hielt. Das junge Paar mag zunächst ratlos gewesen sein, wie der Saal seinen Bedürfnissen angepaßt werden könnte. Allein Roths Verlegenheit währte nicht lange. Er holte ein Stück Kreide und zog zwei lange Striche kreuzweise über den Fußboden, wodurch dieser in vier gleiche Flächen geteilt erschien. Kamen nun Besucher, so wurden sie nach dem Zweck ihrer Vorsprache gefragt und dann lächelnd gebeten, entweder die Küche in dem einen Geviert des Raumes zu betreten oder das im zweiten Geviert befindliche Studierzimmer des Hausherrn, den Salon im dritten oder das Schlafzimmer im letzten Geviert. Die Zweckbestimmung jedes der vier „Zimmer“ war durch Möbelstücke symbolisch angedeutet.

*

EINE MUSIKALISCHE NATUR

Roth war eine hochmusikalische Natur. Er sang viel und gerne, auch solo. Außerdem spielte er Klavier, Gitarre, Violine und Orgel. Die beiden letzteren waren seine Lieblingsinstrumente. Auf der Violine brachte er es zu einer solchen Meisterschaft, daß er gelegentlich der Tagung des Siebenbürgischen Landeskundevereins in Kronstadt im Jahre 1843, also vor einem großen und gebildeten Publikum, bei der Kirchenmusik mitwirkte, indem er von der Empore der Schwarzen Kirche ein Solostück zum Vortrag brachte. Er spielte dabei so hinreißend, daß der Stadtkantor ihn nachher in glühender Verehrung umarmte und ihm dankte. — Im Nachlaß Roths befindet sich ein Agendenbuch, d. i. eine von ihm selbst angelegte Sammlung liturgischer Melodien und Gesänge zur reicheren musikalischen Ausgestaltung der verschiedenen Gottesdienste. Es geht daraus hervor, daß ihm nicht nur die Notenschrift vollkommen geläufig war, sondern daß er sogar fünf verschiedene Musikschlüssel — heute zum Teil ungebrauchliche — souverän beherrschte.

*

DER TANZMEISTER VON MESCHEN

Als Roth seine Lehrtätigkeit am Mediascher Gymnasium aufnahm, wurde er zum Unterricht in den untersten Klassen herangezogen. Sein Erziehungseifer führte dazu, daß er sich sogar in den Erholungspausen zwischen den Unterrichtsstunden mit den Schülern, spielend, beschäftigte. Eines seiner Lieblingsspiele bestand darin, daß er im Schulhof Ziegelsteine in unregelmäßigen Abständen in den Boden graben ließ und die Schüler veranlaßte, von einem Stein zum anderen zu hüpfen. Er selbst sprang der Schülerschar von Stein zu Stein voraus. Seine im „Schulgange“ spazierenden Kollegen machten sich über ihn lustig, ja sie erklärten, eine solche Betätigung schade dem Ansehen der Lehrerschaft. Roth stand indessen nicht davon ab, solche Springformen auch im sogenannten „Schülergarten“ (wo später sein Denkmal errichtet worden ist) eingraben zu lassen und seine lustige Lauferei mit den Schülern fortzusetzen. Die Übung gehörte fraglos zu seinen Bestrebungen, die Liebe zu Turnen und Sport in der Jugend zu wecken. Gerade diese Springübungen dürften aber dazu beigetragen haben, daß man ihn später, als er Pfarrer von Meschen geworden war, in Mediasch, wo er neben aufrichtigen Verehrern immer auch zahlreiche Gegner besaß, als den „Tanzmeister von Meschen“ verspottete.

WIE DAS WAHRZEICHEN VON MEDIASCH, DER TROMPETERTURM, VOR DER ZERSTÖRUNG DURCH FEUER BEWAHRT WURDE

Als St. L. Roth Rektor des Mediascher Gymnasiums war, brachte die mangelhafte Organisation des Feuerlöschwesens den rührigen, auf alles bedachten Mann auf den Gedanken, in seinem Wirkungskreise nach Kräften Vorkehrungen gegen mögliche Unglücksfälle zu treffen. Er hatte dabei die rüstigen Seminar-schüler im Auge, für welche er u. a. eine Anzahl hölzerner Wasserkannen anschaffte und in den Schulkellern aufbewahren ließ. Nicht lange darauf wurden die Bewohner des Schulgebäudes durch Hilferufe vom Kirchturm her in Schrecken versetzt. Es stellte sich heraus, daß die Tochter des Turmwächters in dem Wächterstübchen „Kletitten“ (Pfannkuchen) gebacken hatte und dabei so unvorsichtig mit dem Feuer umgegangen war, daß das Gebälke in Brand geriet. Schon drohte der Dachstuhl des Turmes in Flammen aufzugehen, als die Seminarschüler mit den vollgefüllten Wasserkannen die Turmtreppen hinausstürmten und mit Mühe den fürchterlichen Brand im Keime erstickten. — Wenige aber wissen es, welchen Dienst Roth auch in dieser Hinsicht seiner Vaterstadt geleistet hat.

*

GLÜCKLICHE REISE, HERR PFARRER!

Nachdem St. L. Roth zum Tode durch Pulver und Blei verurteilt worden war, wurde er durch ein Exekutionspeloton zur Richtstätte geführt. Der Zug bewegte sich über den Klausenburger Marktplatz. Ein in seiner Ladentür stehender Kaufmann soll damals Roth zugerufen haben: „Glückliche Reise, Herr Pfarrer!“ Worauf Roth, mit der Hand grüßend, ihm erwidert haben soll: „Ich danke Ihnen. Kommen Sie bald nach!“

*

EI, STEFFI!

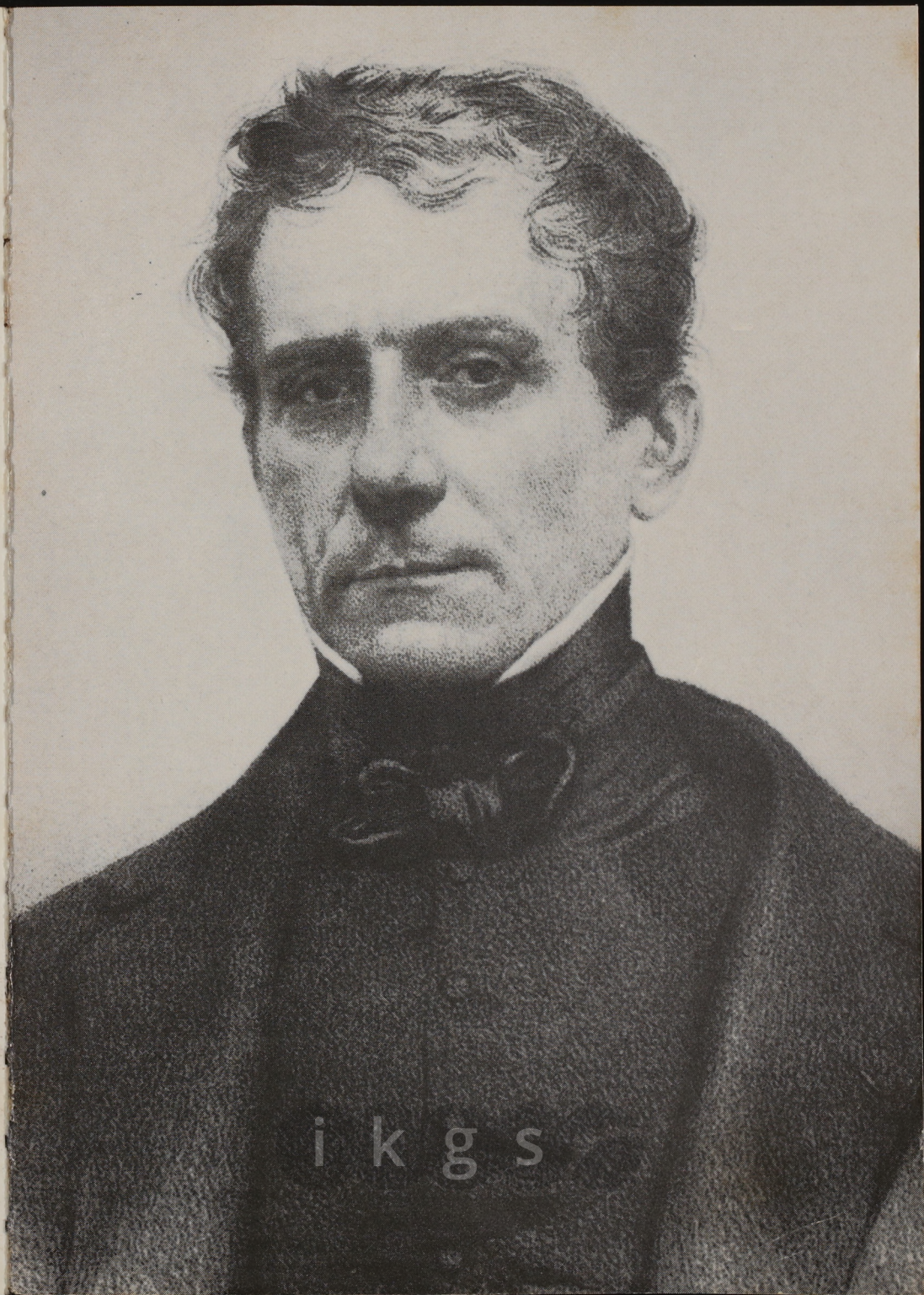
Roths unkonventionelles Wesen, seine reformerischen Bestrebungen, sein niemals ruhender Drang, dem Allgemeinwohl zu dienen, hatten in der kleinbürgerlichen Umwelt, in der er lebte, zur natürlichen Folge, daß ihm eine Anzahl gehässiger persönlicher Gegner erwuchs. Da sie ihm auf geistiger Ebene nicht gewachsen waren, pflegten sie ihn mit Schmutz zu bewerfen oder zur Zielscheibe ihres Spottes zu machen. Diese Gewohnheit behielten sie selbst nach seinem Tode bei. Als Roths Gebeine im Jahre 1850 von Klausenburg nach Mediasch übergeführt und unter großem Gepränge — wobei eine militärische Abordnung Ehrensalven abfeuerte — beigesetzt worden waren, soll einer jener alten Widersacher Roths auf dem Heimweg von der Begräbnisfeier spöttisch ausgerufen haben: „Ei Steffi, wenn du dieses erlebt hättest, du wärest bereit, dich ein zweites Mal zu erschießen zu lassen.“

*

DIE FEHLENDEN KUGELLÖCHER IN ROTH'S ROCK

St. L. Roths dunkelbrauner, bis zu den Knien reichender Gehrock mit schwarzem Samtkragen, in dem er erschossen worden ist, wird im Museum Alt-Mediasch aufbewahrt. Merkwürdig an diesem Rock, daß die Stellen, an denen er von den Kugeln durchbohrt worden ist, quadratische, mehrere Zentimeter große Stoffausschnitte und nicht eigentliche runde Kugeldurchschüsse aufweisen.

Eine Erklärung steckt vielleicht in jener mündlichen Überlieferung, nach welcher Roths Rock unmittelbar nach der Hinrichtung in den Besitz eines Klausenburger Schneiders gelangte. Dieser soll aus dem Rock, um ihn besser verkaufen zu können, die Kugellöcher herausgeschnitten haben und gerade im Begriff gewesen sein, sie durch viereckige Flecken zu ersetzen. In diesem Augenblick jedoch habe Pfarrer Georg Hintz, der bei Roths Erschießung zugegen war, den Rock beim Schneider entdeckt, habe ihn ihm abgekauft und der Rothschen Familie nach Mediasch geschickt.



i k g s

Zur weiteren Ausgestaltung von Stephan-Ludwig-Roth-Veranstaltungen:

Wollen Sie Ihr Programm durch **Dia-Reihen** oder einen **Film** bereichern, so empfehlen wir Ihnen:

1. „Stephan Ludwig Roth“, Schwarz-Weiß-Dias,
2. „Siebenbürgen“, Schwarz-Weiß-Dias,
3. „Deutsche Volkskunst und Trachten aus Siebenbürgen“, Farb-Dias,
4. „Heimat der Siebenbürger Sachsen im Karpatenbogen“, Schwarz-Weiß-Film, 16 mm, Lichtton, Laufzeit 10 Minuten, Unkostenbeitrag DM 3,—.

Die Dia-Reihen können Sie kostenlos, lediglich gegen Erstattung der Versandgebühren, den Film zuzüglich DM 3,— Unkostenbeitrag, bei rechtzeitiger Vorbestellung, leihweise vom BdV-Film- und Dia-Dienst, 5300 Bonn, Kölnstraße 3, erhalten (bitte achten Sie auf das Angebot der Buchhandlung Meschendörfer, München, auf dieser Seite).

Als **Vortragende** empfehlen wir Ihnen:

Hans Bergel, 8000 München 81, Freischützstraße 113/VII, Thema nach Vereinbarung.

Professor Dr. Otto Folberth, A-5020 Salzburg (Österreich), Ignaz-Rieder-Kai 15, hat eine „Gedenkstunde in Wort und Lied zum 120. Todestag Stephan Ludwig Roths“, für Sprecher, Sprecherinnen und einen gemischten Chor, herausgegeben. Als Vortragender: Thema nach Vereinbarung.

Alfred Hönig, A-5020 Salzburg, Eichendorffstraße 28, Thema: „Stephan Ludwig Roth — Vergangenheit, die in die Zukunft reicht“.

Dr. Otto Rudolf Ließ, A-1040 Wien (Österreich), Brucknerstraße 4/2, Thema: „Stephan Ludwig Roth — der Pionier der Völkerverständigung in Südosteuropa“.

Dr. Andreas Matthiae, 2407 Bad Schwartau, Am Mühlenteich 49, Thema: „Stephan Ludwig Roth, die richtungweisende Gestalt im Nationalitätenkampf in Europa, ein Märtyrer der Siebenbürger Sachsen“.

Dr. Artur Maurer, 2400 Lübeck, Herderstraße 20, Thema: „Stephan Ludwig Roth, der Theoretiker und Praktiker für das Zusammenleben von verschiedenen Völkern“.

Professor Dr. Hans Mieskes, 6300 Gießen, Stephanstraße 41, Thema: „Stephan Ludwig Roth — ein Europäer, Pädagoge aus Siebenbürgen“.

Bernhard Ohsam, 7300 Eßlingen, Mülbergerstraße 55, Thema: „Stephan Ludwig Roth — der Europäer“.

Dr. Alfred Roth, 8532 Bad Windsheim, Külsheimer Straße 7, mit dem Thema: „Stephan Ludwig Roth, ein Vorkämpfer des Südostens“.

Pfarrer Sepp Scherer, 6500 Mainz, Am Fort Gonsenheim 151, Thema: „Stephan Ludwig Roth, ein politischer Märtyrer des 19. Jahrhunderts“.

Edmund Schmidt, 5182 Weisweiler, Im Eichelkamp 13, Thema: „Der Pädagoge und Politiker Stephan Ludwig Roth — Mittler zwischen den Nationalitäten Siebenbürgens“.

Karl Heinz Schwecht, A-5083 Gartenau (Österreich), Drachenloch 45, Thema nach Vereinbarung.

Professor i. R. Oskar Wittstock, 7800 Freiburg, Egonstraße 89, Thema: „Stephan Ludwig Roth, der Volksheld der Siebenbürger Sachsen und das zukünftige Europa“.

Dr. rer. pol., Dr. phil. h. c. Heinrich Zillich, 8130 Starnberg am See (Obb.), Schießstättstraße 12, Thema: „Stephan Ludwig Roth, ein Märtyrer der Siebenbürger Sachsen im Kampf um die Völkerverständigung“.

Es ist anzumerken, daß wir von den einzelnen Vortragenden nur jeweils ein Thema ausgewählt haben. Wir bitten Sie daher, die genauen Themen, Termine, Kosten und andere Fragen unmittelbar und rechtzeitig mit den einzelnen Herren abzustimmen.

Die Buchhandlung Meschendörfer, 8000 München, Hackenstraße 3/I, Telefon 24 23 80, Postanschrift: 8000 München 33, Postfach 644, unterbreitet Ihnen folgendes Angebot:

„Siebenbürgen“, 37 Schwarz-Weiß-Dias mit Aufnahmen von Oskar Netoliczka mit Textheft von Hans Wühr, DM 38,—;

„Deutsche Volkskunst und Trachten aus Siebenbürgen“, Farbdia-Reihe mit 31 Dias, aufgenommen von Oskar Schuster, mit einem Textheft von Hans Wühr und Thusnelda Henning, DM 55,80;

„Die Siebenbürger Sachsen in Lied und Wort“, Langspielplatte, zusammengestellt von Oswald Deutsch, ca. DM 24,—;

„Die Kirchenburg zu Schönborg“, farbige Modellbaubogen, bestehend aus drei Blättern mit Bauanleitung, DM 4,90;

Vorlesestoff und Unterlagen für Vorträge finden Sie in folgenden Veröffentlichungen:

„Stephan Ludwig Roth, ein Opferleben für Siebenbürgen“, Otto Folberth, DM 6,80;

„Ein Mittler im Völkerstreit“, Andreas Möckel, DM —,80;

„Der Prozeß Stephan Ludwig Roth“, Otto Folberth, DM 27,—.

Bitte geben Sie Ihre Bestellungen möglichst bald auf, da u. U. mit längerer Lieferzeit gerechnet werden muß. Die Firma Meschendörfer unterbreitet Ihnen auf Wunsch gern noch weitere Angebote.

Altbischof Wilhelm Staedel, 3550 Marburg an der Lahn, Ockershäuser Allee 33, hat im Jahre 1923 gelegentlich der 2. siebenbürgisch-sächsischen Jugendtagung in Heldsdorf eine Gedenkrede über Stephan Ludwig Roth gehalten, die er aber erst im Jahre 1928 herausgegeben hat. Diese Schrift ist im Institut für Auslandsbeziehungen, 7000 Stuttgart, Charlottenplatz 17, zu erhalten.

Wir möchten Sie noch auf das Quellenwerk „Stephan Ludwig Roth: Gesammelte Schriften und Briefe“ aus dem Nachlaß, herausgegeben von Otto Folberth, 7 Bände, 1927—1964, mit Bildbeilagen, Handschriftenproben und Karten, hinweisen. Es ist zu beziehen durch den Verlag Walter de Gruyter & Co., 1000 Berlin 30, Genthiner Straße 13.